

(Nachdruck verboten.)

25]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Lächelnd folgte Donna Sol den Einzelheiten aus dem Leben dieser rauhen, stets totbereiten Männer, die sie bisher nur aus der Ferne bewundert hatte.

Der Champagner war Gallardo bereits in den Kopf gestiegen, und als er sich vom Tische erhob, bot er, über seine Kühnheit selbst erschrocken, der Dame seinen Arm. War es nicht so der Brauch in der besseren Gesellschaft?

Er kam sich nicht mehr so unbeholfen vor, wie es auf den ersten Blick hätte scheinen können.

Im Nebenzimmer wurde der Kasse eingenommen, und der Matador bemerkte eine Gitarre. Donna Sol reichte sie ihm hin und forderte ihn zum Spielen auf.

„Ich verstehe leider nichts davon! Ich habe keine Spur von Kenntnissen, außer was Stiertöten anbelangt!“ . . .

Hierbei bedauerte er die Abwesenheit des Puntilleros aus seiner Cuadrilla, eines Kerls, dessen Gitarrespiel das Entzücken seiner weiblichen Zuhörer erweckte.

Die Beiden verharrten in langem Schweigen. Gallardo saß auf dem Sofa und zog an der köstlichen Habannazigarre, die ihm ein Diener gereicht hatte. Donna Sol rauchte eine jener Zigaretten, deren Duft sie in einen traumhaften Zustand versetzte. Die mühsame Verdauung des Stierkämpfers hemmte seine Bewegungen und schloß ihm den Mund, dessen blödes, starres Lächeln das einzige Lebenszeichen blieb.

Die Dame wurde zuletzt des Schweigens überdrüssig, in dem ihre Worte verhallten, sie setzte sich an einen Flügel und mit männlicher Kraft ließ sie die fröhlichen Weisen einiger Malaguennas erklingen.

„Bravo! . . . Schön gespielt, sehr gut,“ rief der Stierfechter, seine Trägheit bekämpfend, aus.

Nach den Malaguennas ertönten Sevillanas und darauf alle jene halbmelancholisch träumerischen Gesänge des Südens, die Donna Sol in ihrer Schwärmerei für heimische Sitten ihrem Gedächtnis eingepägt hatte. Gallardo unterbrach die Musik mit seinen Ausrufen, als habe er sich vor den Brettern eines Café chantant befunden.

„Ausgezeichnet! Das nenn' ich spielen! Noch eins!“

„Liebt Ihr Musik?“ fragte Donna Sol.

„Oh sehr! . . .“ Gallardo hatte sich bisher diese Frage nie gestellt, aber zweifelsohne liebte er Musik.

Allmählich ging Donna Sol vom lebhaften Takt der Volksgefänge zu einer langsameren, feierlicheren Musik über, die der Matador als Kirchenmusik respektieren zu müssen glaubte.

Seine enthusiastischen Ausrufe verstummten. Eine wunderbare Ruhe legte sich auf ihn, und seine Augen schlossen sich; er merkte noch rechtzeitig, daß er einschlafen werde, wenn diese Töne noch weiter andauern sollten.

Und, um den Schlaf zu verschrecken, betrachtete er die schöne Frau, die ihm den Rücken zuehrte. Beim Himmel, welch' herrliche Gestalt! Seine glühenden Blicke richteten sich auf ihren runden, zarten, weißen, mit goldglänzenden Federn besetzten Nacken. Ein wahnsinniger Gedanke durchzuckte sein träges Hirn und hielt ihn mit dem Nadel der Versuchung wach.

„Was würde sie tun, wenn ich aufstünde und leise zu ihr hinschliche, um ihr den herrlichen Nacken zu küssen?“

Allein seine Absicht kam nicht über den bösen Gedanken hinaus; diese Frau flöste ihm einen unbezwinglichen Respekt ein. Zudem erinnerte er sich der Worte seines Verwalters; der Schneidigkeit, mit der sie sich der Zudringlichen zu erwehren verstand, jenes im Auslande erlernten Kraftspiels, mit dem sie sich des stärksten Gegners entledigen konnte . . .

Er versank wieder in die Betrachtung jenes weißen Nackens, der ihm durch den Nebel seiner schläfrigen Blicke wie ein in Goldhauch gehüllter Mondglanz vorkam. Konnte er denn den Schlaf nicht bezwingen? Er fürchtete, daß plötzlich ein rauhes Schnarchen diese Musik, von der er nichts verstand, die aber deswegen herrlich sein mußte, unterbrechen könnte,

und, um sich wach zu halten, kniff er sich in die Weine, streckte die Arme aus und hielt sich die Hand vor den Mund, um sein Gähnen zu verstopfen.

Längere Zeit verstrich. Gallardo war nicht sicher, ob er wirklich geschlafen hatte. Plötzlich ertönte die Stimme von Donna Sol und riß ihn aus seinem lethargischen Zustand. Sie hatte die blaue Spiralswölchchen erzeugende Zigarette beiseite gelegt und mit gedämpfter aber leidenschaftlicher Stimme begleitete sie ihr Spiel.

Der Stierfechter spitzte die Ohren, um etwas zu verstehen . . . Kein Wort. Es waren fremde Lieder. „Zum Teufel auch! Warum nicht eine Zigeunerweise oder ein Tanzlied? . . . Und da soll ein Christenmensch dabei nicht einschlafen!“

Donna Sol glitt mit den Fingern über die Tasten hin und, während sie den Kopf zurückwarf und ihre Blicke nach oben schweiften ließ, bebte ihre Brust beim Hervorbringen der Töne. Es war das Gebet Elsas, die Klage der goldhaarigen Maid, deren Gedanken beim Helden, beim stattlichen Krieger weilten, der für Männer unbeflegbar und unter Frauen von bestridender Zärtlichkeit war.

Der einfache, kraftvolle Mann! Der Kede! . . . Viel leicht befand er sich hinter ihr . . . Warum nicht?

Sein Anblick glich nicht dem des Helden der Sage; er war plump und unbeholfen, aber die mutige Entschlossenheit, mit der er ihr vor wenigen Tagen hilfreich beigeprungen war, stand noch ungetrübt und lebhaft in ihrer Erinnerung, ebenso wie sein lächelndes Selbstvertrauen im Kampf mit einer brüllenden Bestie, das dem der Wagnerschen Helden glich, die ungeheuren Drachen bezwangen. Gewiß, er war ihr Kede.

Ein wollüstiges Angstgefühl überlief sie vom Scheitel bis zur Fußsohle, und indem sie das ersehnte Vordringen hinter ihr zu spüren glaubte, ergab sie sich zum voraus als besiegt. In ihrer Verzückung schaute sie ihren Helden, ihren Paladin, wie er sich mit liebebeglühenden Blicken vom Sofa erhob, sie hörte seine gedämpften Schritte und fühlte, wie seine Hand sich auf ihre Schulter legte. Dann ein feurigere Kuß auf den Nacken, ein Brandmal der Leidenschaft, das ihr für immer als einer Ueberwundenen aufgeprägt bleiben werde . . . Aber die Romane ging ohne Unterbrechung zu Ende, und in ihrem Rücken spürte sie nichts als ihr eigenes, von Furcht und Wunsch zitterndes Schauergefühl.

Enttäuscht von soviel Zurückhaltung, drehte sie sich auf ihrem Klavierstuhl herum und hörte zu spielen auf. Der Held, in das Sofa eingebettet, saß ihr gegenüber und versuchte schon zum vierten Male seine Zigarre wieder anzuzünden, wobei er die Augen weit aufriß, um sich des Schlafes zu erwehren.

Als er sah, wie sie ihre Blicke fest auf ihn heftete, erhob er sich . . . also jetzt kam der entscheidende Augenblick heran. Der Held ging auf sie zu, um sie mit männlichem Feuer an sich zu drücken, sie zu besiegen und sein eigen zu machen. . . .

„Gute Nacht, Donna Sol . . . Es ist Zeit, daß ich gehe. Sie werden der Ruhe bedürfen.“

Voller Erstaunen und Aerger hatte sie sich ebenfalls erhoben und, ohne zu wissen, was sie tat, reichte sie ihm ihre Hand.

Schwerfällig und einfach wie ein Held! . . . Durch ihre Gedanken jagten in wildem Flug alle weiblichen Vorurteile und überlieferten Einwände, die keine Frau, selbst nicht in Augenblicken vollster Hingebung, vergißt. Ihr Wunsch war unerfüllbar . . . das erste Mal, daß er ihre Wohnung betrat . . . Nicht der leiseste Anflug von Widerstand! . . . Sollte sie auf ihn losgehen? . . . Aber als sie die Hand des Stierfechters drückte, sah sie in seine Augen, die mit Leidenschaft fest auf sie gerichtet waren, und aus denen unsagbar gierig seine heimlichsten Hoffnungen, seine wildesten Wünsche hervorleuchteten.

„Gehe nicht fort. . . Komm! Komm!“

Und weiter sagte sie nichts.

4.

Zu den zahlreichen Ursachen, die Gallardos Stolz und Eitelkeit schmeichelten, war eine neue Befriedigung hinzugekommen.

Wenn er mit dem Marquis de Moraima verkehrte, sah

er zu ihm mit beinahe kindlicher Liebe auf. Dieser hochgestellte Herr, der wie ein Landmann gekleidet war, trug einen berühmten Namen, konnte seine Brust mit Sternen und Ordensbändern schmücken und im königlichen Palast mit goldgestickter Uniform, in die ein goldener Schlüssel eingenäht war, erscheinen. Seine Urahnen waren mit dem Monarchen nach Sevilla gekommen, der die Mauren vertrieben hatte, und sie erhielten zur Belohnung ihrer Verdienste dem Feinde abgenommene ungeheure Ländereien, von denen die ausgedehnten Triften, auf denen gegenwärtig die Stiere des Marquis weideten, nur noch Ueberreste waren. Sein Großvater war Freund und Ratgeber des Monarchen gewesen, er hatte durch die Teilnahme an den großen Hofgesellschaften ein ansehnliches Stück seines Vermögens aufgebraucht. Und er, der gütige und freigebige Edelmann, der mit ländlicher Ungezogenheit die vornehmen Manieren seiner Herkunft verband, wurde von Gallardo sozusagen wie ein naher Verwandter angesehen.

Der Sohn des Flickschusters trug einen Stolz zur Schau, als ob er Angehöriger dieser Familie geworden wäre. Vettern von ihm, und mehr oder weniger entfernte Verwandte waren auch alle die jungen Herren geworden, die ihn früher mit etwas herablassender Vertraulichkeit behandelt hatten, und mit denen er nun unzugehen anfang, als seien sie seinesgleichen.

Sein Leben und seine Gewohnheiten waren verändert. Er ging jetzt selten in die Kaffeehäuser der Sierras-Strasse, in denen die Ascionados zusammenkamen, gute, einfache, der Sache ergebene, aber doch nur den niederen Volksklassen angehörende Leute: kleine Kaufleute, Arbeiter, die Meister geworden waren, bescheidene Angestellte und Leute ohne Erwerbzweig, die auf unbekannter Weise von dunklen Beschäftigungen lebten und von denen man nur wußte, daß sie über Stiere zu sprechen verstanden.

Wenn Gallardo vor den Fenstern des Kaffeehauses vorbeiging, grüßte er seine Verehrer, die ihm mit lebhaften Handbewegungen antworteten, damit er eintrete. „Ich komme gleich zurück,“ könnte es von seinen Lippen, aber er kehrte nicht wieder, sondern er begab sich in ein aristokratisches Klublokal derselben Straße, wo es Diener in Kniehosen, imposante gotische Wandverzierungen und gediegenes Silbergeschirr auf den Tischen gab.

Jedesmal, wenn der Sprößling der Sennora Augustias zwischen den militärisch stramm stehenden Dienern hindurchging und ein Sakai würdevoll wie ein Stadtoberhaupt und mit einer silbernen Kette um den Hals ihm Gut und Stoß abnehmen wollte, durchzog ihn ein Gefühl selbstgefälliger Eitelkeit. Es war eine Lust, mit so feinen Leuten in Berührung zu kommen. In hohe Sessel, die wie zu einem romantischen Trauerspiel gehörig aussahen, lehnten sich junge Leute, die von Pferden und Weibern sprachen und alle in Spanien zum Austrag kommenden Duellen sorgfältig erteilten, da sie sämtlich Männer von leicht verletzbarer Ehrgefühl und verpflichtender Tapferkeit waren. Ein im Innern gelegener Raum diente als Fechtssaal, in einem anderen wurde von den ersten Nachmittagsstunden an bis nach Sonnenaufgang gespielt. Gallardo wurde wie eine eigenartige Ausnahme des Klubs geduldet, da er ein Stiersechter von Anstand war, gute Kleider trug, Geld ausgab und vornehme Beziehungen hatte.

„Er ist sehr gebildet,“ sagten die Mitglieder nachdrücklich, indem sie zugaben, daß er von allen Dingen so viel wie sie verstand.

Die gern gesehene und weiterschwärgerte Persönlichkeit Don José's, des Verwalters, diente dem Stiersechter als Gewähr in dieser neuen Lebensweise. Außerdem verstand es Gallardo, mit der Verschmittheit eines früheren Gassenjungen, sich bei dieser Jeunesse dorée beliebt zu machen, in der er Verwandte tugendweise vorfand.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Sinnesorganen der Menschen und Tiere.

Von Dr. Richard Hesse.

(Schluß.)

Für ein tieferes Eindringen in die Wirkungsweise der Sinnesorgane bildet die Beobachtung am Menschen den Ausgangspunkt. Durch viele Reize werden hier bewußte Empfindungen ausgelöst,

und dadurch wird es möglich, die Reizwirkung mit dem angewandten Reiz zu vergleichen. Die verschiedenen Sinne geben uns verschiedene Empfindungen. Werden nun durch die Sinnesorgane die Qualitäten der umgebenden Welt gleichsam in uns hineingeleitet, oder mit anderen Worten, sind unsere Empfindungen so wenig oder so sehr verschieden wie die äußeren Reize, wodurch sie hervorgerufen werden? Es ist leicht erweislich, daß dies nicht der Fall ist. Der quantitativen Verschiedenheit in der Schwingungszahl der Reize, die Auge und Ohr erregen, entsprechen qualitativ verschiedene Empfindungen, die verschiedenen Farben bezw. Töne: treffen 400 Billionen Aetherschwingungen unser Auge, so haben wir die Empfindung von Rot; sind es deren etwa 700 Billionen, so empfinden wir Blau; die Reize verhalten sich wie 4 zu 7; die ausgelösten Empfindungen lassen sich in dieser Weise nicht vergleichen.

Der gleiche Reiz hat auf verschiedene Sinnesorgane nicht die gleiche Wirkung: Chloroform schmeckt uns süß; aber die Geruchsempfindung, die es hervorruft, hat mit dieser Geschmacksempfindung gar keine Ähnlichkeit, und wiederum mit beiden unvergleichbar ist die Schmerzempfindung, die es an dünnen Hautstellen verursacht. Dieselben Schwingungen einer Stimmgabel, die vom Ohr als Ton empfunden werden, rufen bei der Berührung der Zungenspitze mit dem Instrument einen Kitzel hervor. Aetherwellen von geringerer Schwingungszahl (um 480 Billionen in der Sekunde) werden vom Auge als rotes Licht, von der Haut als Wärme empfunden.

Dagegen beantwortet das gleiche Sinnesorgan verschiedene wirksame Reize mit der gleichen, ihm eigenen Empfindungsart. Die verschiedenartigsten Reize, die auf das Auge wirken, rufen Lichtempfindung hervor; so die Aetherwellen von der angegebenen Schwingungszahl, der elektrische Strom, Druck und mechanische Verletzung der Netzhaut bei Operationen. Elektrische Reizung bewirkt auf der Haut, je nach der Stelle, wo sie ansetzt, Wärme-, Kälte-, Schmerz- oder Druckempfindung; sie bewirkt im Ohr Hören, im Auge Lichtempfindung und an verschiedenen Stellen der Zunge süßen, sauren, salzigen und bitteren Geschmack. Nicht bloß Reizung der Endorgane, sondern auch solche der betreffenden Nerven ruft die spezifische Wirkung hervor: Durchschneiden des Sehnerven beim Herausoperieren kranker Augen wird vom Patienten als Lichtblitz empfunden, und mechanische Reizung der einen Teil der Schmerzsorgane innererbierenden „Chorda thympani“, wie sie bei Verletzungen im Mittelohr zu weilen vorommt, löst Geschmacksempfindungen aus. Die Art des Reizerfolges, also beim Menschen die Art der Empfindung, wird somit nicht durch die Art des Reizes bestimmt, sondern durch die Eigenart des gereizten Sinnesapparats; Johannes Müller, der diese Tatsachen zuerst gebührend würdigte, bezeichnet das als die „spezifische Energie“ des Sinnesnerven oder der Sinnessubstanz.

Diese Eigenart oder spezifische Energie ist nicht eine ausschließliche Eigentümlichkeit der Sinnesapparate: sie kommt aller lebenden Substanz zu. Es ist die Eigenart des Hühnerieies, daß daraus ein Huhn, die des Enteneies, daß daraus eine Ente wird, bei völliger Gleichheit der auf sie einwirkenden Brutwärme. Auf elektrische, chemische, thermische und mechanische Reize antwortet die Drüsenzelle gleichermachen mit Sekretion, die Muskelzelle mit Zusammenziehung, die Flimmerzelle mit Beschleunigung der Flimmerbewegung. Die Eigenart der Nierenzellen ist es, Harn abzusondern, die der Leberzellen, Galle zu bilden. Ebenso ist es bei den einzelligen Wesen: eine Amöbe beantwortet die verschiedenartigsten Reize von gewisser Stärke mit Einziehung ihrer Pseudopodien, eine Noctiluca mit Leuchten. Und so ist es auch im Nervensystem: dieselbe Nervenfaser kann nicht qualitativ verschiedene Erregungen leiten, derselbe Neuron im Zentralnervensystem kann nicht in qualitativ verschiedener Weise affiziert werden. Die qualitative Verschiedenheit von Reizerfolgen wird durch die individuelle Verschiedenheit der gereizten Elemente bedingt. Die Eigenart der Sinnesapparate ist nur ein Einzelfall von einer allgemeinen Eigentümlichkeit aller lebenden Substanz.

Vielleicht bietet sich uns mit dieser Erkenntnis zugleich eine Erklärung für die Bedeutung, die der Verschiedenheit der Endorgane an den Sinnesapparaten zukommt. Wenn ein Sinnesorgan auf jeden beliebigen Reiz stets mit der gleichen Erregungsqualität antwortet, so wird es dann am meisten für die Orientierung des Tieres leisten, wenn es seiner Beschaffenheit nach nur für eine Reizart zugänglich, gegen alle anderen Reizarten jedoch geschützt ist. Dadurch wird es möglich, die den einzelnen Sinnesapparaten eigentümlichen Reizerfolge je mit einer bestimmten Reizart in geregelte Verknüpfung zu bringen: so können die Reizarten „unterscheidbar“ werden. Dies ist die Aufgabe der Endorgane eines Sinnesapparats; sie filtern die Reize; die einen lassen sie zu, die andern halten sie ab.

Sinnesorgane, die nur einer Art von Reizen zugänglich sind, nennt man elektive oder spezifische Sinnesorgane. So sind die menschlichen Sinnesorgane insgesamt beschaffen. Dagegen ist es wohl denkbar, daß es auch Sinnesorgane gibt, die normalerweise auf mehrere Reizarten reagieren, wie ja die Amöbezelle durch mechanische, chemische, thermische und optische Reize erregt wird. Solche Sinnesorgane kann man als anelektive (nicht auswählende) oder Universal sinnesorgane bezeichnen. Ihre Leistung ist aber nicht so zu verstehen, daß die verschiedenartigen Reize auch

qualitativ verschiedene Wirkungen hervorbringen; sondern wie die Amöbienzelle auf die genannten Reize stets in gleicher Weise mit Einziehung ihrer Scheinfüßchen und Abkuglung ihres Zelleibes antwortet, so muß auch bei anelektiven Sinnesorganen der Reizerfolg bei verschiedenartigen Reizarten gleichartig sein. Es ist nicht notwendig, daß solche Organe für alle Arten von Reizen zugänglich sind; ein Sinnesorgan ist schon anelektiv, wenn es etwa durch chemische und mechanische Reize in gleicher Weise erregt wird. Beim Menschen sind derartige Sinnesorgane unbekannt. Doch hat man Gründe, die Sinnesorgane an den Pedicellarien, den Stielzangen der Seeigel und die Haarzellen auf der Haut der Weichtiere für anelektiv zu halten.

Der Zustand der universalen Sinnesorgane dürfte wohl der ursprüngliche sein, aus dem die elektiven sich entwickelt haben. Es ist vielfach die Ansicht geäußert, die Tastorgane als die verbreitetsten unter den Sinnesorganen seien auch die primitivsten, und die übrigen Sinnesorgane seien nur Umwandlungen der Tastorgane. Wir finden aber einmal bei den niedersten einzelligen Tieren nicht nur eine Reaktion auf mechanische Reize, sondern ebenso auf chemische, optische und thermische. Ferner aber ist nicht zu verstehen, wie der Uebergang von einem elektiven Tastorgan zu einem elektiven Sehorgan oder Niesorgan vor sich gehen soll. Aus anelektiven Sinnesorganen aber können elektive werden durch Fernhaltung einer Anzahl von Reizen und Zulassung nur einer Reizart. So ist vielleicht auch zu erklären, daß solche Sinnesorgane, die normalerweise den inadäquaten Reizen nicht zugänglich sind, doch durch künstlich zugeführte Reize solcher Art erregt werden wie unser Auge durch Druck.

Gefühl, Gehör, Geschmack, Geruch, Gesicht, das sind die fünf Sinne, die gewöhnlich unterschieden werden. Es ist eine rein topographische Einteilung, die der Selbstbeobachtung entsprungen ist; es sind die Sinne der Haut, des Ohrs, der Zunge, der Nase, des Auges. Aber diese Einteilung ist weder erschöpfend noch rational. Das Gefühl oder der Hautsinn umfaßt außer dem Tastsinn den davon ganz verschiedenen Wärmesinn. Geschmack und Geruch sind nahe verwandt: sie umfassen die Reaktion von Sinnesorganen auf die Einwirkung chemischer Stoffe, in einem Fall flüssiger, im andern Fall gasförmiger Stoffe; bei Wassertieren lassen sie sich nicht trennen. Außerdem gibt es noch weitere Sinne, die in dieser Einteilung nicht einbezogen sind. Das ist vor allem der statische oder Gleichgewichtssinn: von dem Vorhandensein dieses Sinnes, dessen Organ im Ohrlabirinth mit enthalten ist, hat der naive Mensch keine Ahnung. Auge und Ohr können in ihrer Tätigkeit unterbrochen werden durch willkürliches Abhalten der Reize; der Nase, der Zunge und dem Gestalt werden die Reize mehr oder weniger willkürlich zugeführt. Das Organ des Gleichgewichtssinnes aber ist ständig in Funktion; es kann nicht aus- und eingeschaltet werden wie die anderen Sinne: so wird sein Vorhandensein nicht durch die Kontrastwirkung erkannt. Außerdem gibt es noch Untergruppen des Hautsinnes, wie die Gefühle von Kitzel und Wollust.

An Stelle jener subjektiven Einteilung der Sinne wird daher besser eine objektive Einteilung nach der Natur der Reize gesetzt. Man unterscheidet demnach mechanischen, chemischen, thermischen und optischen Sinn. Der mechanische Grundsinne ist wiederum mehrfach verschieden; wir können innerhalb desselben Tastsinn, Schmerzsinne, Gleichgewichtssinn und Hörsinn unterscheiden. Der chemische Sinn zerfällt, je nach dem flüssigen oder gasförmigen Aggregatzustand der einwirkenden Stoffe, in Geschmack und Geruch.

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Taubenzucht.

Seit Wochen schon drängelt mich Brickle, nicht etwa weil ich ihn angepumpt hätte, denn ich pumpe überhaupt nicht, höchstens auf meinem Grundstück, und da ist es schwer anzupumpen, auszupumpen überhaupt unmöglich, sondern weil ich schon diesen oder jenen Artikel versprochen, aber nicht geschrieben habe. Lange hat er mir von der Taubenzucht vorgefunktelt, über die ich mal etwas geschrieben hätte, aber doch nichts Genaueres. Kaum hatte er die Sache damals gelesen, so lief er nach der Taubenbörse „Zum fidelen Jacob“, um sich ein paar echte Tauben zu kaufen, die schließlich auch ausgeflogen, aber nicht wiedergekommen sind. Nun steht die große Taubenliste draußen auf dem Laubendach leer, und Brickle argert sich jedesmal, wenn er hineinsieht. Lehrgeld muß schließlich aber jeder zahlen; aus bösen Erfahrungen zieht man Nutzen, und Brickle ist fest entschlossen, das Züchten von Tauben erneut zu riskieren.

Tauben eingewöhnen und mit Erfolg so zu züchten, daß sie Freude machen und einigen Nutzen bringen, ist nicht so einfach, wie es den Anschein hat. Das erste, was wir unternehmen müssen, ist: dafür zu sorgen, daß sie sich bei uns wohl fühlen. Das ist aber nur in einem guten, allen Anforderungen entsprechenden Schläge der Fall. Die großen Nisten, die man so häufig auf den Laubendächern in den Kolonien sieht, nach vorne mit Draht ver-

gittert und an einer Seite mit einem Ausflug versehen, deren ganze innere Einrichtung aus einer Sitzstange und einer Nistgelegenheit besteht, sind wenig dazu angetan, den Tauben ein behagliches Heim zu bieten. Am besten richtet man den Taubenschlag auf einem Dachboden ein; es braucht das durchaus nicht ein Bodenverschlag in einem vier- oder fünfstöckigen Hause zu sein, da jedes kleine Gartenhäuschen, ja jede bessere Laube schon genügt. Nur für sogenannte Flugtauben, mit denen man Flugsport betreiben will, empfiehlt sich möglichst hoch gelegener Schlag. Bei allen übrigen Klassen genügt es, wenn das Ausflugsloch so hoch ist, daß weder vom Boden noch von Nachbargebäuden aus vierbeiniges Raubgesindel in den Schlag gelangen kann. Rarder, Biesel, ja selbst Hausläge wüßten fürchtbar unter den Tauben, wenn sie sich Eingang zu verschaffen wüßten. Die Größe des Schlages richtet sich ganz nach der Zahl der Taubepaare, die man halten will. Meine beiden Taubenschläge haben je 20 und 30 Quadratmeter Grundfläche; in jedem derselben halte ich bis höchstens 10 Paare. Wenn man es haben kann, wähle oder errichte man den Taubenboden so, daß er etwa 2 Meter hoch ist, damit ein Erwachsener aufrecht in ihm gehen und unbehindert darin arbeiten kann. Da bei uns die Winde fast ständig von Westen wehen, darf der Ausflug niemals nach Westen gerichtet sein. Ist es zu ermöglichen, so richte man die Ausflugsöffnung möglichst nach Osten, oder nach Süden; sie wird dann schon früh am Morgen von der Sonne beschienen, was die Tauben frühzeitig zum Ausfliegen anregt. Hat das Grundstück Hof- und Gartenseite, so empfiehlt es sich, den Ausflug nach ersterer zu richten, damit die Tiere sich von vornherein mehr an den Hof als an den Garten gewöhnen. Bei den verschiedenen Klassen der Feldtauben ist das aber nicht von besonderer Bedeutung, da diese, nach Nahrung suchend, während des Tages weite Flüge unternehmen. Dagegen können Hausstauben, die tagen tagaus in nächster Nähe des Schlages umherliegen, an treibenden Gemüsepflanzen und durch Aufsichten ungenügend bedeckter Saat einigen Schaden anrichten; auch stellen manche Tauben den Johannisbeeren stark nach. Eine gewisse Höhe des Taubenschlages ist schon deshalb erwünscht, weil der Ausflug mindestens 60 bis 100 Zentimeter über dem Boden gelegen sein soll; liegt er gleicher Erde, so verlassen die Jungen, noch nicht richtig flugfähigen Tauben den Schlag oft zu früh, sie können dann nicht mehr in ihn zurückfliegen und fallen allem möglichen Raubzeug zum Opfer. Meine Taubenschläge befinden sich unter den Dächern meines Gartenhäuschens und meines Geräteschuppens. Eine Treppe führt nicht zu ihnen empor, ich bediene mich vielmehr einer anzulegenden Leiter. Dadurch sind die von den untern Räumlichkeiten vollständig abgeschlossen, Ratten und Mäuse finden keinen Zutritt. Die innere Einrichtung besteht aus Nistkästen an den Wänden und aus Sitzstangen, die aber nicht quer, sondern parallel laufen sollen, damit sie beim Reinigen des Schlages, bei Nachsehen der Bruten usw. nicht stören. Feld- und Brieftauben benutzen die ihnen gebotene Nistgelegenheiten nur gelegentlich. So nisten meine Brieftauben fast durchweg auf dem Boden des Schlages, wo ich durch eine Anzahl von Querlatten primitive, aber geräumige Gefache gebildet habe. Der Boden des Schlages wird am besten mit Lehm oder Zement ausgestrichen, die Wände und Sitzstangen werden alljährlich gefalzt. Will man auch im Winter Bruten erzielen, so sind direkt unter dem Dach befindliche Schläge innen noch gut mit gestügtem Holz auszukleiden, weil ohne diese Auskleidung unter Ziegeln und Schieferdächern die Temperatur außerordentlich schwankt, sich im Winter ungewöhnlich abkühlt und im Sommer stark erhitzt, da Schiefer und Ziegel gute Wärmeleiter sind. Zu beachten ist auch bei der Einrichtung des Schlages, daß die Tauben eine helle Wohnung lieben, weshalb durch ein oder mehrere Fenster für genügenden Lichtzutritt gesorgt werden muß. Ich habe es auf billige Art in der Weise erreicht, daß ich in das Dach aus Falzziegeln einige Scheiben in Falzziegelform einlegte.

Erst wenn der Schlag fix und fertig ist, beginnt man mit der Einbringung und Eingewöhnung der Tauben. Bekanntlich ist die Heimatliebe bei allen Tauben sehr entwickelt. Jede neue eingebrachte Taube hat deshalb das Bestreben, wenn sie später frei gelassen wird, den alten heimatischen Schlag wieder aufzusuchen. Aus diesem Grunde ist die Anschaffung alter Tauben, namentlich soweit Brief- und Feldtauben in Frage kommen, immer mit einem mehr oder weniger großen Risiko verbunden. Deshalb empfiehlt sich die Anschaffung sogenannter piepjunger Tauben, das sind solche, die eben selbständig geworden und möglichst den heimischen Schlag noch nicht verlassen haben. Wenn bei diesen Tauben die letzten Flaumhaare am Kopf und Halse verschwunden sind, kann man sicher annehmen, daß sie selbständig laufen können. Im neuen Schläge brauchen sie nur wenige Tage eingesperrt zu bleiben und können dann frei fliegen. Die einzige kleine Schattenseite bei der Beschaffung piepjunger Tauben besteht darin, daß auch der Kenner die Geschlechter mit Sicherheit noch nicht unterscheiden kann, weshalb man also nicht weiß, ob man richtige Paare erhält. Daß diese jungen Tauben nicht sofort nisten, ist selbstverständlich. Im günstigsten Falle machen aus Frühbruten hervorgegangene Tauben im Herbst des gleichen Jahres noch eine oder zwei Bruten; gewöhnlich beginnen sie erst im Januar oder Februar des nächsten Jahres mit dem Brutgeschäft.

So lange die Tauben eingesperrt gehalten werden, darf es im Schläge nicht an frischem Wasser und gutem Futter fehlen. Das beste Taubenfutter ist Weizen und Gerste; weniger empfehlenswert sind Weiden, Erbsen und Perlmais. Fliegen die Tauben

bereits aus, so füttere man nur zweimal pro Tag am Schläge, morgens und gegen Abend. Man gewöhne sie zur Aufnahme des Futters an eine bestimmte Stelle und gebe stets nur so viel, als sie gierig fressen; niemals dürfen Futterreste liegen bleiben. Für gut feldernde Tauben, wie Brieftauben, langschänzliche Tümmler, Verchen, Strasser und ähnliche genügt von Mitte Juli, der Zeit der Roggenernte, bis zum Beginn des Winters täglich einmaliges Füttern, welches dann am Nachmittage stattfindet.

Hat man, um bald Nachzucht zu sehen, ältere Tauben angeschafft, so muß man diese unter allen Umständen so lange im Schläge lassen, bis sie halb entwicelt, d. h. schon ziemlich befiederte Junge im Neste haben, dann kann man annehmen, daß sie sicher bleiben. Eine Ausnahme machen nur Brieftauben, die, wie ich aus Erfahrung weiß, häufig auch die Jungen im Stiche lassen, um dem angestammten, oft viele hundert Kilometer weit entfernt liegenden Schlag wieder zuzufliegen.

Die Tauben bauen ein sehr primitives Nest, am liebsten aus trockenen Birken und ähnlichen Reisern, dem sie keinerlei weiche Einlage geben. Jedes Gelege besteht aus zwei Eiern, die etwa 17 bis 18 Tage gebrütet werden. Täubin und Täuber brüten abwechselnd; der letztere von frühmorgens 9—10 bis nachmittags 3—4, die Täubin in der übrigen Zeit. Beide füttern auch die Jungen gemeinsam groß. Als Nesthoder entschlüpfen die jungen Tauben nackt und blind dem Neste, in dem sie etwa einen Monat, bis zu vollständiger Entwicklung, verbleiben. Vom Verlassen des Nestes bis zum Verlassen des Schläges, d. h. bis zur Selbständigkeit, vergehen dann weiterhin nach 8 bis 10 Tage. In den ersten 6 bis 7 Tage ernähren die Eltern die junge Brut mit einem sich in ihrem Kropf bildenden milchartigen Brei, von da ab mit Körnern, die sie im Kropf aufweichen. Daß aus jedem Gelege ein richtiges Paar hervorgehen soll, d. h. ein Männchen und ein Weibchen, ist ein weit verbreiteter, aber, wie ich durch Jahre hindurch festgestellt habe, durchaus irtümlicher Glaube. Es geht bei den Tauben wie bei uns Menschen. Aber während bei uns Menschen das schöne oder schwache Geschlecht vorwiegt, ist bei den Tauben das starke Geschlecht in der Ueberzahl. Wer erfolgreich Tauben züchten will, muß darauf achten, daß das Gleichgewicht zwischen beiden Geschlechtern nicht gestört wird, denn die unfreiwilligen Jungesellen richten, wenn sie in das zuchtfähige Alter kommen, ob aus Neid, Bosartigkeit oder Langeweile, lasse ich dahingestellt, unter den richtigen Paaren und deren Brut viel Unheil an, wodurch der Züchterfolg empfindlich beeinträchtigt werden kann. Ueber die Vermehrungsfähigkeit der Tauben ist auch sehr viel gefabelt worden; so viel steht jedenfalls fest, daß sie sich mit der der Ratten, Mäuse und Kaninchen nicht entfernt messen kann. Manche Tauben, namentlich solche der feinen Luxusrassen, brüten schlecht und pflegen die Jungen nachlässig, so daß man, falls man sich nicht der „Ammen“ bedient, d. h. gewöhnlicher Tauben, denen man die eigenen Eier fortrimmt und die der feinen Rassen unterlegt, am Ende der Brutperiode froh sein kann, wenn man einen oder zwei Nachkommen zu verzeichnen hat. Die am besten züchtenden Nutstauben sind die Antwerpener Brieftauben, die deutschen Feldtauben, soweit sie noch nicht degeneriert sind, und die langschänzlichen Tümmler, zu denen auch unsere Berliner Flugtauben gehören. In der Zahl der Bruten stehen die letztgenannten an erster Stelle, sie sind aber klein und fleischlos und deshalb als Schlachttauben schlecht zu bewerten. Alles in allem ist zurzeit die Antwerpener Brieftaube die beste Nuttaube. Von guten Paaren erzielt man unter günstigen Verhältnissen durchschnittlich 10 bis 12 Junge im Jahre.

Meine Schläge sind eiskalt; mein großer Schlag liegt direkt unter dem nicht verschalteten Falzziegeldach, trotzdem brüteten meine Antwerpener Brieftauben in diesem Schläge den ganzen verfloffenen, allerdings milden Winter hindurch. Gelegentlich einsehende Fröste brachten dann natürlich Verluste, doch kamen insgesamt 50 Proz. der Winterbruten auf, während ich von den Frühjahrs- und Sommerbruten 95 bis 100 Proz. aufbringe. In strengeren Wintern tut man auch in wärmeren Schlägen gut daran, die Tauben vom November bis zum Februar nicht brüten zu lassen, also die gelegten Eier rechtzeitig fortzunehmen. Vom Februar bis Oktober folgt ungefähr alle 5 bis 6 Wochen eine neue Brut. Wenn die Resttauben erst halb entwicelt sind, also noch der Pflege der Eltern bedürfen, sind diese bereits nebenbei wieder mit neuer Brut beschäftigt. Obwohl jedes Taubengelege nur aus zwei Eiern besteht, sind die Tauben doch befähigt, gleichzeitig deren drei auszubrüten. Das sich der Züchter zunutze machen. Man findet oft einzeln auf dem Boden des Schläges umherliegende Eier, meist von jungen Tauben herrührend, die nur spielerisch nisten. Diese Eier sammle ich sorgfältig auf und gebe immer je eines von ihnen, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet, in ein ordnungsmäßiges Gelege älterer Tiere, die dann stets alle drei Eier erfolgreich bebrüten und die drei Nestjungen auffüttern. Freilich darf man nicht immer darauf rechnen, aus jedem richtigen Gelege auch zwei Nestjunge groß zu ziehen; ob und zu ist eines der oviden Eier unfruchtbar, ab und zu geht auch eines der beiden Nestjungen durch Schwäche oder aus anderen Umständen zugrunde. Auch Mißgeburten kommen vor. So hatte ich dieser Tage erst eine Resttaube mit 6 normalen Schwanzfedern und 6 weiteren von doppelter Länge, aber ohne Schwanzfedern in den Flügeln. Daß aber zwei zusammengewachsen waren, wie die beiden Schwestern Blazek, und

daß dann ein davon mit einem Täuberich gegirt und danach gelegt hat, ohne daß die andere etwas davon wußte, so etwas ist mir freilich bei meinen Tauben noch nicht vorgekommen!

Hd.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Der Verband der Lithographen und Steindrucker hat jetzt zu dem von ihm in historischem Gewande neu herausgegebenen Lehrbuche der Lithographie und des Steindrucks von Alois Senefelder (München 1821) auch die bis jetzt un-auffindbar gemessenen Musterblätter ebenfalls reproduziert herausgegeben. Es handelt sich um Musterblätter, die Senefelder seinem Lehrbuche beilegte, um so die Leistungsfähigkeit der lithographischen Technik zu illustrieren. Die beiden ersten dieser Blätter stellen gravierte Musterleistungen feinsten Schrift dar. Dann folgen lithographische Federzeichnungen, die zum Teil wie die Nachahmung eines englischen Holzschmittes mit der Feder und der Nadel gezeichnet sind. Das letztgenannte Blatt ist eine technische und künstlerische Musterleistung, die sich den besten graphischen Kunstblättern von heute ebenbürtig anreihen kann. Dann sind noch mehr als ein Duzend Kunstblätter anderer Art, ein- und mehrfarbig, darunter ein gestochener Plan, und Konstruktionszeichnungen als Musterbeilagen durch Senefelder seinem Werte beigegeben worden. Sie zeichnen sich sämtlich durch höchste Qualität aus. Als besonders erfreulich muß es immer wieder bezeichnet werden, daß der Verband der Lithographen und Steindrucker sich der Mühe unterzogen hat, das Buch und seine Beilagen durch historisch getreue Reproduktion den weitesten Kreisen wieder zugänglich gemacht zu haben. Es ist eine Leistung erzielt, die vom Standpunkt der heutigen Technik aus in jeder Hinsicht als mustergültig bezeichnet werden kann. Ueberdies ist diese Tätigkeit einer Gewerkschaft eine hübsche Illustration zu den Behauptungen ihrer Gegner, daß sie nur verbohrend und kulturell unfruchtbar wirke.

Hygienisches.

Ueber den Eisengehalt des Spinates. Der angeblieh hohe Eisengehalt des Spinates, dem dieses Gemüse den Ruf seines großen Nährwertes und eines Mittels gegen Blutarmut verdankt, soll nach einer fast allgemein verbreiteten Anschauung auf dem Reichtum dieser Pflanze an Chlorophyll (Blattgrün) beruhen. Man nahm bis jetzt als ziemlich feststehend an, daß das Chlorophyll Eisen enthalte ähnlich wie auch der Blutfarbstoff (Hämoglobin), mit dem das Chlorophyll chemisch Verwandtschaft zu zeigen scheint, eisenhaltig ist. Nun ist durch die vor kurzer Zeit erschienenen Arbeiten des Chemikers Prof. Dr. Willstätter in Zürich festgestellt worden, daß in dem Chlorophyll nicht wie im Hämoglobin Eisen, sondern Magnesium vorhanden ist. Mithin fällt auch der Grund, ein an Chlorophyll sehr reiches Gemüse für besonders eisenhaltig zu erklären, fort.

Tropdem kann der Spinat ein besonders nahrhaftes und zuträgliches Gemüse sein, nur ist der Grund dafür wohl nicht mehr wie bisher in dem Eisengehalt zu suchen.

Wie entgeht man der Aderverkalkung? Die Aderverkalkung, mit wissenschaftlicher Bezeichnung Arteriosklerose, gehört zu den Leiden des menschlichen Körpers, denen in höherem Alter niemand entrinnt, die aber oft auch früher eintreten und dann zu einer beträchtlichen Abkürzung der Lebensdauer führen. Ihr Wesen und Verlauf ist der Hauptsache nach bekannt, und namentlich dürfte jeder wissen, daß als Folge dieses Vorganges die Verengung von Adern und Blutgefäßen stattfindet und selbstverständlich zu Schlagflüssen führt, wenn dies im Gehirn geschieht. Einer der berühmtesten Aerzte der Gegenwart, Professor Osler in Odfor, hat bei einer Vorlesung über die Herzensangst (Angina pectoris) auch über die Aderverkalkung gesprochen, die neben anderen Leiden gewöhnlich zu derartigen Fällen führt. Wenn jemand, sagt Osler, die Grenze der Lebenszeit überschritten hat, die den Höhepunkt seiner Kraft bedeutet, gleichviel ob man sie mit Plato auf 25, mit Montaigne auf 40 oder nach milderen Anschauungen vielleicht sogar auf 60 Jahre ansetzt, beginnt das Gefäßsystem Spuren der Abnutzung zu zeigen, während der Blutdruck allmählich steigt. Damit entsteht die Gefahr des Zerreißen der Blutgefäße. Gemindert kann sie werden durch Herabsetzung des Blutdrucks, die aber äußerst schwer auf die Dauer zu erzielen ist. Arzneien haben darauf nur einen sehr geringen Einfluß. Die dazu empfohlenen salpetrisauren Salze wirken nur für kurze Zeit. Eine vernünftige Einrichtung der Lebensgewohnheiten ist die erste Bedingung. Osler erteilt in dieser Hinsicht hauptsächlich zwei Vorschriften: Gehe langsam! Ich weniger! — Er meint, ein Mann, der vollen Dampfdruck in dem Kessel seines Körpers hat, muß lernen, ihn herabzusetzen, und damit zufrieden sein, wenn er nur noch zehn Knoten in der Stunde laufen kann, was natürlich nur bildlich im Vergleich zu einem Dampfschiff mit altersschwachem Kessel gemeint ist. Es ist kein Wunder, wenn ein solcher Dampfkessel in Stille geht, falls er in derselben Weise geheizt wird wie der eines neuen Dampfers. Der alternde Mensch muß sich eben daran gewöhnen, die Heizung und Betätigung seines Körpers anders zu regeln, als er es in seiner Jugend tun durfte.